

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1904)
Heft: 15-16

Artikel: Noch einmal Tolstois Protest
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unter den der Allgemeinheit, Wahrheitsliebe, Geradheit und Zuverlässigkeit, Lust am Kampfe und gelassene Ruhe in seiner Aufregung, vor allem aber begeisterte, flammende Liebe zum Vaterlande.“

Mitten in der Aufzählung von allerlei wirklichen Tugenden, die, wohl auch mit Recht, durch den Vorunterricht geweckt und gepflegt werden sollen, stehen die Worte „Lust am Kampfe“.

Hiergegen protestieren wir nun mit aller Kraft und wir erwarten, dass in dieser Gesinnung mit uns einig gehen die Besten der ganzen Nation.

Lust am Kampfe! Was ist damit gemeint? Nicht etwa Lust am friedlichen Wettstreit, Lust am geistigen Kampfe für Licht und Recht. Nein, Lust am Morde, Lust an der Vernichtung des heiligen Menschenlebens, Lust an blutiger Verstümmelung unserer Mitmenschen, Lust an der Vernichtung von Hab und Gut, von Haus und Hof!

Pfui! nein und abermals nein! Dazu erziehen wir unsere Söhne nicht; dazu schärfen wir ihnen nicht das Gewissen, dazu pflanzen wir nicht in ihre empfänglichen Herzen edle Keime und wachen über ihnen als unseren wertvollsten Schätzen, dass wir sie, kaum den Kinderschuhen entwachsen, hingeben müssen, damit die Lust am Kampfe in ihnen geweckt und grossgezogen werde!

In diesem Alter haben unsere Söhne eben den Konfirmationsunterricht verlassen. Dort ist ihnen als das Ideal für ihr zukünftiges Leben die Gestalt Christi vor Augen gehalten worden, das Bild dessen, der nicht widerspricht, da er gescholten war, der gelehrt hat, „selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen“, der zu Petrus sprach: „stecke dein Schwert in die Scheide“. Und kaum haben sie die Grösse dieser Gesinnung zu bewundern angefangen und ihre Herzen diesem Geiste der Liebe geöffnet, so lehrt der Staat diese jungen Bürger das Gegenteil: „Lust am Kampfe“!

Nein, nimmermehr, das dulden wir nicht, das wollen wir nicht!

G.-C.

Noch einmal Tolstois Protest.

Wir haben in letzter Nummer schon einige Auszüge aus Tolstois Protest gegen den Krieg in Ostasien gebracht. In denselben war mehr seinen eigenen Gedanken bezüglich des Krieges Ausdruck verliehen worden; heute bringen wir einen Abschnitt, in welchem er schildert, was er aus dem Munde der direkt unter den Qualen des Krieges leidenden Bauern zu hören bekam. Tolstoi schreibt:

Gestern begegnete ich einem Reservisten, der von seiner Mutter und seiner Frau begleitet wurde. Alle drei sassen in einem Karren. Der Mann war leicht angetrunken, das Antlitz der Frau war tränenüberströmt. Er sagte zu mir:

„Adieu, Leon Nikolajewitsch, jetzt geht's nach Ostasien!“

„Was? du willst dich schlagen?“

„Man muss sich doch schlagen!“

„Niemand darf sich schlagen!“

Der Reservist überlegte einen Augenblick und fragte dann:

„Aber was soll man denn tun? Wohin gehen?“

Ich sah, dass er mich verstanden hatte. Er hatte begriffen, dass das Werk, zu dessen Vollbringung man ihn fortschickte, schlecht ist. Wohin aber gehen? Das ist der genaue Ausdruck des Gedankens, der in der offiziellen Welt und in der Journalistik in die Worte übersetzt wird: „Für die Religion, für den Zaren und für das Vaterland!“ Die Männer, die eine

hungernde Familie verlassen und der Qual und dem Tode entgegengehen, sprechen es aus, wie sie es fühlen: „Wohin nur fliehen?“ Und die Leute, die in ihren prächtigen Palästen in Sicherheit bleiben, behaupten, dass alle Russen bereit sind, ihr Leben für den angebeteten Herrscher, für den Ruhm und die Grösse Russlands zu opfern.

Gestern erst erhielt ich von einem mir bekannten Bauern zwei Briefe. Der erste lautete:

„Teurer Leon Nikolajewitsch! Da haben wir's. Heute habe ich den Befehl zum Einrücken erhalten und morgen muss ich mich in der Kanzlei einfinden. Das ist die Sache, und dann gehe ich nach Ostasien, ein Ziel für die japanischen Kugeln. Ich will Ihnen lieber nichts von meinem Schmerz und von dem Kummer meiner Familie sagen, denn Sie werden meine schreckliche Lage und das Entsetzen des Krieges ohnehin begreifen. Seit langer Zeit leiden Sie ja auch darunter. Nicht wahr, Sie verstehen mich. Schon längst wünschte ich, Sie zu sehen und mit Ihnen zu sprechen. Ich habe Ihnen einen langen Brief geschrieben, in dem ich Ihnen die Qualen meiner Seele darlegte; aber ich hatte nicht die Zeit, ihn noch einmal abzuschreiben, als ich die Zustellung erhielt. Was werden jetzt meine Frau und meine vier Kinder anfangen? Sie selbst sind ja alt und können sich nicht um das Schicksal meiner Familie kümmern; aber Sie könnten doch einen Ihrer Freunde bitten, einmal bei einem Ausfluge etwa meine verwaiste Familie aufzusuchen. Ich bitte Sie von ganzem Herzen, wenn meine Frau die Qualen der Verlassenheit mit den Kindern nicht ertragen kann und sich dazu entschliesst, bei Ihnen Hilfe und Rat zu holen, sie zu empfangen und sie zu trösten. Obgleich sie Sie nicht persönlich kennt, glaubt sie an Ihr Wort und das ist sehr viel. Ich habe mich noch nicht stellen können; aber ich sage Ihnen im voraus, dass durch mein Verschulden keine japanische Familie verwaist wird. Barmherziger Gott, wie grausam ist das alles, wie schrecklich und herzzerreissend. Wie furchtbar, alles zu verlassen, was einem das Leben ausmacht, was einem am Herzen liegt!“

Das zweite Schreiben lautete: „Ein einziger Tag des Waffendienstes ist vorbei, und ich habe schon eine Ewigkeit der schrecklichsten Qualen durchlebt. Von 8 Uhr morgens bis 9 Uhr abends hat man uns in einen Kasernenhof eingepfercht wie eine Schafherde. Dreimal ist die Komödie der körperlichen Untersuchung wiederholt worden, und alle, die sich krank meldeten, wurden kurz abgefertigt und mit „Tauglich“ bezeichnet. Als wir alle Tauglichen, zweitausend Mann an Zahl, von der Kanzlei in die Kaserne geschickt worden waren, stand auf der Strasse, eine volle Werft entlang, eine Menge von Eltern und Frauen mit Kindern auf den Armen, und wenn Sie gesehen und gehört hätten, wie sie sich an ihre Väter, Gatten und Söhne anklammerten, an ihrem Halse hingen und verzweifelt schluchzten! Ich beherrsche mich doch im allgemeinen, aber diesmal übermannten mich meine Gefühle und ich weinte auch. (In der Zeitungssprache heisst das: „Der Ausbruch des Patriotismus ist beispielsweise.“) Wie soll man den ungeheuren Schmerz ermassen, der auf einem Drittel des Erdballs entfesselt wird? Und jetzt sind wir Kanonenfutter, das man bald dem Gott der Rache und des Schreckens opfern wird.“

Sodann fährt Tolstoi fort: Gestern begegnete ich auf der Landstrasse Bauern, die aus Tula zurückkamen. Einer las gerade ein kleines Blatt. Ich fragte ihn:

„Ist's ein Telegramm?“

Er blieb stehen und sagte: „Es ist das gestrige; ich habe aber auch das heutige.“

Er reichte es mir. Während ich las, sagte er: „Furchtbar, wie das gestern an der Bahn herging! Mehr als tausend Frauen und Kinder waren da. Sie heulten, stellten sich vor den Zug und wollten ihn nicht abfahren lassen. Selbst den Fremden stiegen die Tränen in die Augen, als sie das alles sahen. Eine Frau aus Tula fiel mit einem Seufzer tot nieder. Sie hinterlässt fünf Kinder. Man hat sie in Asylen untergebracht und den Vater doch fortgeschleppt. Was brauchen wir eigentlich die Mandschurei? Unser Land genügt uns. Wozu diese Schlächtereien und diese unerhörten Ausgaben?“

Ja, die Ideen über den Krieg haben sich sehr geändert, selbst seit 1877. Nie hat man solchen Schauspielen beigewohnt wie jetzt. Die Zeitungen schreiben, dass bei der Ankunft des Zaren, der jetzt ganz Russland durchfährt, das Volk einen „unbeschreiblichen Enthusiasmus“ bekundet. In Wahrheit sieht es aber ganz anders aus. Hier hört man unter anderem, dass drei Reservisten sich erhängt haben, dort hört man von zweien, anderwärts, dass eine Frau, deren Gatte eingezogen wurde, ihre Kinder in der Kanzlei zurückgelassen hat; eine andere hat sich im Rekrutierungsbureau getötet. Alle sind verzweifelt und tief erregt. Die Worte: „Für die Religion, für den Zaren, für das Vaterland!“, die Hymnen und die Hurrarufe üben auf die Menschen nicht mehr denselben Einfluss aus wie früher. Ein anderer Krieg, der des Gewissens, der Ungerechtigkeit und der Sünde, zieht die Völker immer mehr in seinen Bannkreis. Der grosse Kampf unserer Zeit ist nicht der zwischen Russen und Japanern, zwischen Weissen und Gelben, nicht der Krieg mit Minen, Bomben und Kugeln, sondern der unaufhörliche geistige Kampf zwischen dem aufgeklärten Bewusstsein der Menschheit mit der Finsternis und der Bedrückung, die die Menschheit einschnüren und zermalmen.

Friedensstimmen vom eidg. Schützenfest in St. Gallen.

Die Schweiz ist das Land der Feste. Dies ist eine alte Klage, die im Munde unserer wahren Volksfreunde alljährlich zur Sommerszeit wiederkehrt. Um so erfreulicher ist es, wenn aus dem Tumulte des Festjubels hin und wieder auch Stimmen laut werden, die es wagen, zwischen die ewig gleichmässigen „patriotischen“ Festreden wenigstens einige Körner eines weitherzigeren und über die Grenzpfähle hinausgehenden Idealismus auszustreuen. Wir denken dabei zunächst an die Worte des schweizerischen Bundespräsidenten, Herrn Comtesse, die derselbe am eidgenössischen Schützenfeste in St. Gallen sprach. Er erinnerte zunächst an die bevorstehende Durchführung einer neuen Militärorganisation, die er als für unsere Sicherheit und unsere Verteidigung notwendig und nützlich erachtet. Dann fährt er aber wörtlich also fort:

„Dies soll uns nicht hindern, von bessern kommenden Tagen zu träumen und hinzublicken nach dem Ideal des allgemeinen Friedens und der Völker-Verbrüderung. Mögen sie kommen, jene bessern Tage; wir sind bereit, uns allen Bestrebungen anzuschliessen, welche dahin gehen, den Frieden durch Schiedsgerichte aufrecht zu erhalten. Aber so lange wir nicht so weit sind — die guten Früchte reifen bekanntlich langsam — verbleiben wir eben in der Wirklichkeit, die uns umgibt und festhält, und da die heutige unvollkommene Zivilisation denjenigen in seiner Sicherheit, Unabhängigkeit und Würde bedroht, der zur Ver-

teidigung nicht die nötige Kraft hat, so wollen wir so stark sein als möglich, eingedenk dessen, dass eine gute militärische Organisation die beste Garantie ist.“

Noch kräftiger kommt diese Stimmung zum Ausdrucke, wenn altbewährte Pazifisten Gelegenheit haben, in die Festbewegung einzugreifen. So tat es der Präsident der Sektion Luzern, Herr Dr. Bucher-Heller, der als Festdichter zu den neun lebenden Bildern der Luzerner Zunft zu „Safran“, darstellend den „Sieg im Schwaderloo“, die verbindende Dichtung verfasst hat. Er gibt im Epiloge dem Sprecher folgende Worte in den Mund:

„Doch, Genius des Lands, auf dich wir bauen,
Halt fern von uns der Todeswaffen Grauen,
Schenk uns des holden Friedens reichen Segen,
Lass uns die nimmermüden Hände regen,
Zu heben unser Volk an Geist und Herz;
Gib für des Friedens Künste nur das Erz!

Denn aufwärts geht der ganzen Menschheit Ringen,
Und will einst einen schönen Morgen bringen,
Der uns des Kriegsgotts Tempel zeigt verschlossen,
Zu Pfluggeschar'n die Schwerter umgegossen:
Wo wir nur kämpfen mit des Leibes Not,
Und uns kein feindlich Schwert bringt frühen Tod.“

So sehen wir allerorten, dass wir nicht vergeblich arbeiten. Unser Sauerteig durchdringt langsam, aber kräftig das gesamte Volksleben. In den Ratssälen wie auf der Festwiese sprechen des Landes Väter und seine Söhne von Frieden und Schiedsgericht.
G.-C.

Völkerfrühling.

In einem Brief an Th. Storen schreibt Gottfried Keller von den heilsamen Institutionen der Weltpoststaaten, „die hoffentlich das Vorspiel der einstigen Weltrepublik sind“.

Mit einer bescheidenen Abschlagszahlung an dies erhabene Ziel unseres Dichters bescheiden sich diejenigen, welche von einem Staatenbund des konföderierten Europas träumen.

Es sind welche in unserem Bund, und auch sie sind uns lieb und wert, welche von solch politischer Wandlung die Realisation unserer Friedensbestrebungen erhoffen.

Und vor der Haager Konferenz waren gewiss die verschiedenartigsten Versuche, ans Ziel zu kommen, aller Anerkennung und auch der Prüfung wert. Nun sind wir aber trotz des russisch-japanischen Krieges über die Zeit der tastenden Versuche hinausgekommen. Die Etablierung des Haager Schiedsgerichtstribunals hat eine neue Zeit inaugurirt. Nachdem für diese Schöpfung die verschiedensten Staatengebilde sich zusammengetan, braucht man die Lösung unseres Problems nicht mehr mit irgend welchem politischen System zu verwickeln. Der Völkerfrieden ist ein ethisches, ein Kulturideal und wird am besten mit der Politik unverworren bleiben.

Lassen wir die Schiedsgerichtspraxis sich einleben und immer neue, immer schwierigere Probleme lösen, bis eine gewaltsame Lösung eines internationalen Konflikts absurd erscheint, und es klar am Tage liegt, dass gerade die Fragen nationaler Ehre und Unabhängigkeit nur vor diesem Forum ihre korrekte Erledigung finden können, und der, welcher zur Schwerte greift, sich als ehrloser Friedensstörer qualifiziert, und solcher Staat riskieren muss, als durch